

Wissenschaftsmanager, glaubt die Skepsis der Geldgeber auch in Zukunft unterlaufen zu können. Seit je unterhalten die Cern-Forscher gute Beziehungen zu Europas Wirtschaftsbossen, die nicht nur von den Lieferaufträgen, sondern auch vom Einfallsreichtum der Genfer Physiker schon häufig profitiert haben.

Auch eine kostensparende Zukunfts-idee ist Rubbia und seinen Mitarbeitern schon eingefallen: Im LEP-Tunnel – lichte Höhe 3,80 Meter – läßt sich nach seiner Ansicht leicht noch eine zweite Partikel-Rennbahn unterbringen, etwa eine Protonen-Schleuder mit modernsten, supraleitenden Magneten („Large Hadron Collider“).

Den bedrängten Amerikanern hat der generöse Cern-Chef eine Beteiligung an dem preisgünstigen Vorhaben in Aussicht gestellt – was die ehrgeizigen US-Kollegen jedoch eher in Verlegenheit setzte: Gespräche über ein solches Gemeinschaftsprojekt, ließen sie Europas Physiker wissen, würden sicher „schwieriger als die Genfer Abrüstungsverhandlungen“.

MEDIZIN

Teures Karussell

Psychosomatische Krankheiten werden oft jahrelang falsch behandelt, hinterher sind viele Patienten berufsunfähig.

Eine Karriere besonderer Art begann für die 30jährige Sekretärin mit Besuchen beim Hausarzt: Weil der jungen Frau gelegentlich schwindlig wurde, schickte der Doktor sie zum Neurologen. Auch der konnte nichts Handfestes finden und verwies die Patientin an den Hals-Nasen-Ohren-Kollegen. Von dort ging es weiter in die Praxen anderer Fachärzte – vom Röntgenologen zum Internisten, in die Herzambulanz der Universitätsklinik, wiederum zum Neurologen und schließlich noch zum Orthopäden und Chiropraktiker.

Jeder schrieb ein anderes Rezept bei anderer Diagnose: Das Herzmittel Digitalis, Präparate gegen zu hohen, aber auch gegen zu niedrigen Blutdruck, Rheumapillen und immer mehr und immer stärkere Beruhigungsmittel. Am Ende fühlte sich die Frau „richtig krank“, mit starken Angstgefühlen und körperlichem Weh.

Erst bei der Behandlung in einer psychosomatischen Klinik stellte sich heraus, was der Frau fehlte: Probleme am Arbeitsplatz waren die Ursache der Schwindelanfälle, die fünf Jahre lang acht Spezialisten beschäftigt hatten. In solch sinnloses „Überweisungskarussell“, wie es der Psychologe Manfred Zielke nennt, geraten vor allem Patienten mit psychosomatischen Leiden, bei denen sich seelische Störungen in körperlichen Symptomen wie Herzjagen,



Psychosomatische Behandlung in Bad Dürkheim*: „Millionen eingespart“

Darmentzündungen, Asthma oder auch Magersucht äußern können.

In einer mehrjährigen Studie haben nun Ziele und der Neurologe und Psychiater Norbert Mark, beide von der psychosomatischen Fachklinik Bad Dürkheim, ermittelt, daß die häufige Fehlbehandlung seelischer Leiden nicht nur schädlich, sondern auch teuer ist: Oftmals wird das lange falsch gedeutete Übel chronisch, der Patient bleibt arbeitsunfähig und geht vorzeitig in Rente.

In Zusammenarbeit mit drei anderen psychosomatischen Kliniken analysierten Zielke und Mark seit 1986 die Fälle von nahezu 100 Patienten, die in psychosomatische Behandlung gekommen waren. Um die Wirksamkeit der Therapie zu prüfen, wurden die Patienten zwei Jahre nach der stationären Behandlung nochmals untersucht.

Bei mindestens 60 Prozent aller Arztbesuche, das haben frühere Studien gezeigt, handelt es sich um Patienten, deren körperliche Symptome Ergebnis von Streßreaktionen sind, beispielsweise im Zusammenhang mit Konflikten am Arbeitsplatz oder in der Familie. Bis der Patient in angemessene psychosomatische Behandlung kommt, vergehen meist fünf bis acht Jahre. Während dieser Zeit gerät der Kranke, wie US-Untersuchungen zeigten, durch die falsche Therapie von Allgemeinärzten und Internisten nur immer tiefer in die unerkannte Neurose. Der Patient ist, so Zielke, „in einem Teufelskreis gefangen“.

Das Dürkheimer Projekt, von drei Landesverbänden der Betriebskrankenkassen finanziert, bestätigte diese „iatrogene Chronifizierung“, die Verfestigung der Erkrankung durch den auf organische Ursachen fixierten Arzt. Die (vor

* Patientin mit Betreuer beim Training gegen Höhenangst.

allem von praktischen Ärzten) reichlich verordneten Tranquilizer und Schmerzmittel „fördern noch die Hilflosigkeit und Abhängigkeit der Patienten“ (Zielke).

Vor der stationären psychosomatischen Behandlung waren die untersuchten Patienten durchschnittlich 40 Wochen im Jahr arbeitsunfähig gewesen. Die psychologisch-medizinische Therapie in einer speziellen Klinik, so das vorläufige Ergebnis der noch nicht abgeschlossenen Studie, brachte erstaunliche Besserung: Rund 80 Prozent der vorher vergeblich behandelten Patienten konnten nach sechs- bis achtwöchigem Aufenthalt, an den sich in der Dürkheimer Klinik oft eine ambulante Nachbehandlung anschließt, wieder an den Arbeitsplatz zurückkehren.

Diese Quote, so räumen Zielke und Mark ein, werde wohl kaum so hoch bleiben, den Dauererfolg schätzen sie auf 40 Prozent. Doch sogar dann, meint Psychologe Zielke, „haben wir Millionen eingespart“.

KREUZFAHRTEN

Bibbern und Beten

Der sowjetische Musikdampfer „Maxim Gorki“ geriet im Nordmeer nach einer Eis-Kollision in Seenot. Die 576 Passagiere an Bord, meist Westdeutsche, mußten ausbooten.

D rinnen herrschte fröhliche Bordfeststimmung, wie damals auf der „Titanic“, nur nicht ganz so fein. Im Bordkino hatte der „Mann für gewisse Stunden“ eben ausgedient.

Draußen lag, bei eisigem Nieselregen, nebliger Dunst über dem sowjetischen

Kreuzfahrtschiff „Maxim Gorki“. Gerade hatte der Kapitän via Bordlautsprecher verkünden lassen: „Wir fahren nun 19,4 Knoten“ (36 km/h), und sodann empfahlen, den Anblick der „schönen Eisschollen“ zu genießen. Gleich darauf taten das alle, auch jene, die sich längst zu Bett gelegt hatten.

„Wir wollten nur mal nahe ran an die Eisfelder, aber plötzlich waren wir mitten drin“, berichtete später eine Passagierin. Was dann geschah, behielten manche als „drei fürchterliche, helle metallische Schläge“, andere als „dumpfes Knirschen“ in der Erinnerung. Das Schiff war, in der Nacht zum Dienstag letzter Woche, rund 300 Kilometer südwestlich Spitzbergen, mit einer Eisplatte unbekannter Größe kollidiert.

Bibbernd und betend mußten die meisten der 576 schiffbrüchigen Nordland-Touristen, größtenteils Bundesbürger fortgeschrittenen Alters, bis zu sechs Stunden in Rettungsbooten, Rettungsinseln oder gar auf Eisschollen ausharren. Voll ungläubigen Staunens sahen sie, wie ihr schönes, weißes, 23 500 BRT großes Schiff, auf dem die Bordkapelle eben noch Kasatschok-Tanzrhythmen geschmettert hatte, vorn verdächtig tief im Wasser lag – dort war das Leck.

Dann brachten norwegische Hubschrauber und das

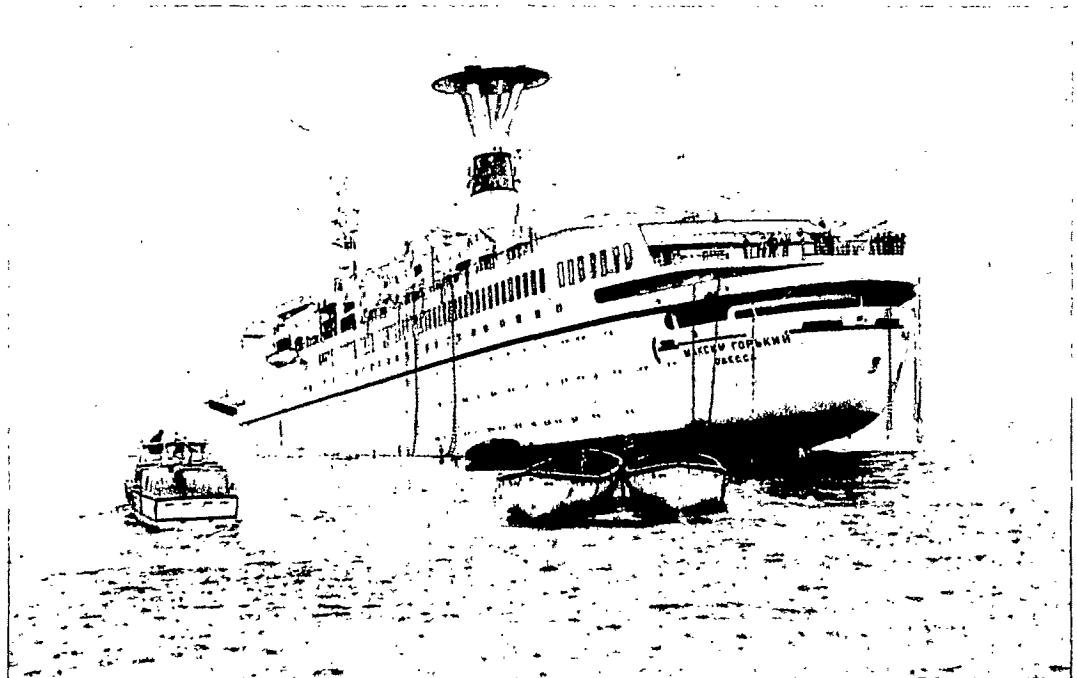
norwegische Küstenwachtschiff „Senja“ die Verängstigten zu heißen Klößen und Backobst auf die Matratzenlager von Spitzbergen, von wo sie alsbald mit Charterflugzeugen nach Hause befördert wurden.

Niemand kam ernsthaft zu Schaden, und auch das havarierte Schiff hielt sich über Wasser. Gleichwohl herrschte unter Fachleuten übereinstimmend die Meinung vor, daß die „Maxim Gorki“ und ihre 955 Seelen an Bord nur knapp einem Desaster entgangen waren, wie es vor 77 Jahren bei Neufundland die britische „Titanic“ (1503 Tote) ereilt hatte. Noch in der Düsseldorfer Flughafenhalle formierten sich Gerettete mit rotgeweinten Augen und sangen unter Anlei-

tung des Schiffsgeistlichen Horst Drosien ein vielstimmiges „Großer Gott, wir loben Dich“.

Sowjetische Musikdampfer, die wegen ihrer noch bis vor kurzem konkurrenzlosen Preise von Kreuzfahrtgästen bevorzugt wurden, hatten in den letzten Jahren auffallend häufig folgenschwere Havarien – und fast immer war Leichtsinn im Spiel.

So hatte ein Navigationsfehler im Februar 1986 dazu geführt, daß die „Michail Lermontow“ vor Neuseeland auf ein Riff geriet und versank. Damals konnten, mit Ausnahme eines Seemanns, alle 736 Personen von Bord gerettet werden. Als jedoch im August des gleichen Jahres vor Noworossijsk die



Havarierte „Maxim Gorki“ im Eismeer: „Gewiß ein Wahnsinnstempo“



„Maxim-Gorki“-Passagiere im Rettungsboot: „Nur nahe ran an die Eisfelder“

Schiffsführung des Schwarzmeer-Kreuzfahrers „Admiral Nachimow“ die Vorfahrt eines Frachters mißachtete und kollidierte, riß das sinkende Schiff 398 Passagiere und Besatzungsmitglieder in die Tiefe. Elf Passagiere kamen ums Leben, als letztes Jahr der sowjetische Kreuzfahrer „Priamurje“ im Hafen von Osaka in Brand geriet.

Die Kollision der „Maxim Gorki“ blieb den Sachverständigen zunächst rätselhaft. Der Unglücksort liegt einige hundert Kilometer nördlich jener Stelle, an der unlängst ein sowjetisches Atom-U-Boot verunglückte. In diesem Seegebiet, schon Jahrzehnte hindurch Standard-Ausflugsziel aller Nordlandfahrer an der Packeisgrenze, ist seit Menschengedenken kein Schiff durch Eisgang zu Schaden gekommen.

„Eiskarten“, die zweimal täglich neugestaltet und von einer Station in Murmansk ausgestrahlt werden, sollen den Seefahrern helfen, im diffusen Licht der Polarnacht die eisigen Tückebole zu

Sie lesen diese Zeilen in Sekunden.
Heinz braucht dafür Minuten.

HEINZ IST 20 JAHRE ALT.

Von Geburt an ist Heinz geistig behindert. Durch gezielte Hilfe von Anfang an, intensive Betreuung beim Spielen und Lernen entwickelte er Fähigkeiten, die kein Mensch für möglich gehalten hätte.

In dem Alter, in dem andere Kinder schon längst zur Schule gehen, lernte er die ersten Bilder „lesen“. Das heißt, er ordnete den Bildern richtige Begriffe zu und übte mühsam, sie auszusprechen.

Heute liest Heinz schon ganze Sätze und wird weitere Fortschritte machen. Auch in anderen Lebensbereichen. Durch die Hilfe erfahrener Betreuer. Das ist eine der Aufgaben der Lebenshilfe.

Wenn Sie mehr darüber erfahren möchten, schreiben Sie an: Lebenshilfe für geistig Behinderte, 3550 Marburg, Postfach 81. Spendenkonto 310 Marburger Volksbank.

Lebenshilfe

*Haben Sie kein Mitleid.
Schenken Sie Aufmerksamkeit.*

meiden. Vorsichtige Fahrensmänner jedoch vertrauen von jeher zuerst mal „auf Ausguck und Außenthermometer“, bekundet der in jenen Gewässern erfahrene Hamburger Ex-Schiffsoffizier Günter Lempio. „Wenn die Temperatur schlagartig abnimmt“, so Lempio, „ist das Eis nicht weit“ – ein vorsichtiger Kapitän drosselte daraufhin sogleich seine Fahrt drastisch.

Mitten im lockeren, von der Gletscherkante abgebröckelten Treibeis droht besondere Gefahr von tonnenschweren, glasharten Brocken, die unter Fachleuten „Growler“ genannt werden – wegen der grollenden Geräusche, die unablässig von den Gletscherkanten herüberdröhnen.

Seit langem schon experimentieren Männer des Eiswarndienstes mit Hilfs-



Passagiere, Rettungsinsel auf Eisscholle: Sonst liest man so was nur in der Zeitung

mitteln, um Eisberg-Gefahren beizeiten zu erkennen. Vor Neufundland ließen sie beispielsweise Eisberge aus dem Flugzeug mit Aluschnipseln berieseln. Neuerdings versuchen sie es auch mit Rußflocken, die durch die höhere Sonnenlichtaufnahme den Eisberg mit Narbenpickeln übersäen sollen. Von beidem, Schnipselregen wie Flockennarben, erhoffen sich die Fachleute eine bessere Reflexion von Radarstrahlen.

Solche Verfahren sind jedoch dort nicht praktikabel, wo viele Brocken schwimmen. Sogar die modernsten Radarapparaturen (wie die „Maxim Gorki“ sie hat) können daher nicht zuverlässig anzeigen, daß im Treibeisfeld ein Riesenklotz unter Wasser lauert. „Das Radar zeigt dann rundum Eis an, eine einzige große, weiße Matschfläche“, erläuterte Kapitän Christof Marcus, Nautik-Professor an der Hochschule Bremen.

Waren die an „Maxim Gorki“ übermittelten Eiskarten in Larifari-Manier womöglich nur auf der Basis von Hochrechnungen erstellt und daher nicht zuverlässig? Ließ sich Kapitän Marat Galimow zu einem unangemessen hohen Tempo hinreißen? Die sowjetischen Kreuzfahrtschiffe befördern jedes Jahr rund 600 000 ausländische Gäste und sind an strikte Fahrpläne gebunden, damit der erwünschte Devisenzufluß nicht ins Stocken gerät.

„Für die angegebenen Verhältnisse da oben wären 18 Knoten gewiß ein Wahnsinnstempo“, meinte Kapitän Marcus, „der hätte sich da durchschleichen müssen.“ Andererseits räumt der bremische Nautiker ein, daß sogar bei Schleichfahrt ein Growler oder eine Eisplatte „einem den Bauch aufreißen kann wie

mit einem Dosenöffner – das ist ein Restrisiko, das drin liegt in der Schifffahrt“.

Nach der Brassfahrt durchs Eis, die dem Schiff ein sieben Meter langes Leck riß, waren die Geretteten des Lobes voll über „diese wundervollen Matrosen“ (so die Düsseldorferin Lotte Kürten, 64). Und wie cool die Passagiere waren: Auf den Alarm hin rannten fast alle erstmal in ihre Kabinen, um was Warmes zum Anziehen, Geld, Pässe, Schmuck und Medikamente zu holen. Offenbar waren alle Lesebuch-Horrorgeschichten über die „Todesfallen“ auf der „Titanic“ infolge verstopfter Niedergänge aus ihren Hirnen verschwunden.

Ein älteres West-Berliner Ehepaar fand das Ganze gar nicht so schlimm, eher interessant: „Wir haben uns tatsächlich gefreut, so was mal erlebt zu haben – sonst liest man so was ja nur in der Zeitung.“